

Neues Sächsisches Kirchenblatt

Vierzigster Jahrgang

Leipzig, den 12. März 1933. Sonntag Reminiscere

Zu beziehen durch alle Postämter u. Buchhandlungen oder unmittelbar vom Verlag Arwed Strauch in Leipzig. — Postzeitungsliste S. 119. — Haltegebühr vierteljährlich durch Buchhandel oder Post M. 3.30, gerademwegs vom Verlag M. 3.95. Auch monatlicher Bezug zulässig. — Anzeigen die 4 gespaltene Millimeterzeile 15 Pf. — Familien-Anzeigen werden den Beziehern mit 10 Pfg. die 4 gespaltene Millimeterzeile berechnet. — Postcheck des Verlages: Leipzig Nr. 53050. — Girokassa Leipzig Nr. 789

Inhalt: Zu Karl Barths Dogmatik. — Ewald Beyer, Superintendent von Plauen (Schluß). — Kirchliche Chronik: Versammlungen. — Die Bußtagskollekte. — Die kirchliche Bibelfunde. — Keine neue Staatskirche. — Der volkskirchliche Laienbund. — Die Chemnitzer Konferenz. — Ueber die kirchliche Gestaltung des heiligen Abendmahls. — Generalversammlung des ev.-luth. Gotteskastens. — Kirchliches Gesetz und Verordnungsblatt Nr. 3. — Persönliches. — Stellenbewegung. — Büchertisch.

Zu Karl Barths Dogmatik.

Das fünfbandig geplante dogmatische Werk Karl Barths hat zu erscheinen begonnen. Im November 1932 ist der erste Halbband erschienen: Die Lehre vom Wort Gottes. (Prolegomena zur kirchlichen Dogmatik). Angekündigt werden ein zweiter Halbband: Fortsetzung von der Lehre vom Wort Gottes. Band II: Die Lehre von Gott. Band III: Die Lehre von der Schöpfung. Band IV: Die Lehre von der Veröhnung. Band V: Die Lehre von der Erlösung. Das Erscheinen steht unter der Vorbemerkung einer sehr ersten und wichtigen Frage:

„Es ist mir nun nicht verborgen, daß das Unternehmen einer Dogmatik der evangelischen Kirche in der heutigen Zeit auch an sich und abgesehen von den sie in ihrer Besonderheit treffenden Einwänden Bedenken unterliegt, auf die zu antworten mir nicht eben leicht fallen kann. Wo ist denn in der Gegenwart die evangelische Kirche, die danach begehrt, daß man sie so ernst nimmt, sich in dem Sinne zu ihr bekennt, wie es in diesem Buche geschieht? Weiß ich etwa nicht, daß im Bereiche des modernen Protestantismus gerade das Kirchenregiment weithin keinen dringlicheren Wunsch zu kennen scheint als den, von Kirchenlehre so wenig als möglich hören zu müssen? ... Weiß ich nicht um das Verhältnis zwischen dem, was heute aller Köpfe und Herzen erfüllt, und dem, was ich auf diesen Blättern als aufregend und wichtig dardun möchte? Weiß ich nicht, wie wahrscheinlich es ist, daß mir aus weiten Kreisen derer, die von theologischer Arbeit überhaupt Notiz zu nehmen pflegen, der Ruf aufs neue begegnen wird, hier würden Steine statt Brot geboten? Ich kann dazu nur sagen, daß ich es mir verboten sein lasse, mich durch den Gedanken daran müde machen zu lassen — weil ich das heutige Kirchenregiment besser zu verstehen meine, als es sich selbst versteht —, weil ich fest überzeuge bin, daß es zu den Klärungen, besonders auf dem weiten Feld der Politik, die heute nötig sind und zu denen die Theologie heute ein Wort sagen möchte, nicht kommen kann, ohne daß es zuvor zu denjenigen umfassenden Klärungen in der Theologie und über die Theologie selbst gekommen ist, um die es hier gehen soll —, weil ich tatsächlich glaube, daß eine bessere kirchliche Dogmatik ein letztlich wichtigerer und soliderer Beitrag auch zu Fragen und Aufgaben, wie etwa der der deutschen Befreiung, sein möchte, als das meiste von all dem Wohlgemeinten, was so viele auch unter den Theologen angesichts dieser Fragen und Aufgaben dilettantisch meinen leisten zu sollen und zu können... Darum wage ich das wirklich auch für mein Empfinden Gewagte, mitten im Jahre 1932 an eine Dogmatik und noch dazu an eine so umfangreiche Dogmatik zu gehen“ (S. XI, XII).

Damit ist in einem sehr persönlich gehaltenen Vorwort ausgedrückt, was seinem Gehalte nach nicht nur persönlichen Charakter, sondern auch seine zugleich sachlich erhebliche Wichtigkeit hat. Mit anderen Worten: Dogmatik ist in jedem Falle ein Wagnis, und auf alle Fälle ein

notwendiges Wagnis. So selbstverständlich das in der Sache ist, so ist es doch auszusprechen um deswillen notwendig, weil, wie es scheint, heute weithin das Selbstverständliche nicht selbstverständlich ist. Es scheint auch in kirchlichen Kreisen und auch in Pfarrerkreisen, die den Anspruch erheben, ernsthaft genommen zu werden, heute ein nicht eben seltener Gedanke zu sein, daß wir um anderer, vordringlicherer Aufgaben willen die dogmatische Aufgabe zum wenigsten für den Augenblick in den Schreibtischkasten legen, in den Hintergrund treten lassen dürften bzw. müßten. Man hört nicht eben selten davon, daß beispielsweise die Abwehr der Gottlosenbewegung oder die Anteilnahme am sozialen und politischen Leben und Gestalten heute so vordringliche Aufgaben seien, daß wir für dogmatische Dinge (!) keine Zeit haben können, keine Zeit haben dürfen. Es dürfte aber demgegenüber an der Zeit sein, rückhaltlos darauf hinzuweisen, daß diejenige Kirche, die keine Zeit für die dogmatische Befinnung und Durchdringung hätte, auch das Ohr der Zeit, der in gegenwärtiger Zeit lebenden Menschen nicht wird finden können. Und sie wird es nicht nur nicht finden können; sie wird es auch nicht beanspruchen können. Denn die Zeit, jede Zeit wird die Kirche nach der Zukunft fragen darüber, womit denn die Kirche ihr Wort rechtfertige, worauf sie die Autorität ihres Wortes gründe. Es ist selbstverständlich: es kann, wenn es Gott gefällt, ein Mensch Christ sein ohne dogmatisches Reisezeugnis. Aber es kann eine Kirche und es kann ein Pfarrer nicht das Zeugnis der Kirche reden, ohne dogmatische Arbeit getan zu haben und immer wieder zu tun. Es ist also die Frage nicht die, ob wir Dogmatik treiben wollen oder nicht, sondern die Frage ist immer nur die, ob wir gute oder schlechte Dogmatik treiben. Es wäre aber sehr viel von kirchlichen Unbedachttheiten, die innerhalb der Kirche und durch die Kirche jetzt geschehen sind und geschehen, nicht geschehen, wenn immer von uns bedacht würde, daß wir uns in unserem kirchlichen Tun durch eine gute Dogmatik warnen und führen lassen.

Es soll nun nicht die Geschmacklosigkeit begangen werden, die Barth'sche Dogmatik auf die uns ja auch in kirchlichen Dingen sehr geläufig gewordene Art anzupreisen und zu erklären: Hier ist die gute Dogmatik, hier ist die gute Theologie! Wer — irgendeinem Meister gegen-

¹⁾ München, Kaiser. XIV und 528 S. 11,50 RM., geb. 13 RM.; in Substr. 10 bzw. 11,50 RM.

¹⁾ Gegen die „Barthianer“. Aber wo gibt es die eigentlich? Und wo sind die eigentlich eine „Gefahr“ für die Kirche? Es wäre wohl besser, wir hätten in der Kirche etwas mehr „Barthianismus“ und etwas weniger „Pelagianismus“.

über; und jedenfalls handelt es sich in Karl Barth um einen Meister der Theologie — so verführe, weiß in Wirklichkeit nicht, was Theologie ist; er würde das auch innerhalb einer philosophischen Schule möglich, auf den Meister bezogene *advós Éφα* (also sprach ...) verwechseln mit dem wirklich und vollgültig andersartigen Bezogensein der Theologie auf das *Deus dixit* (Gott sprach!). Der Gehorsam, um den es in der Theologie geht, ist nicht und an keinem Punkte der Gehorsam gegen einen menschlichen Meister, — und sei dieser von dem Format eines Luther und Calvin oder auch eines Thomas und Anselm —, sondern der Gehorsam gegen Gott. Es besteht aber andererseits zu recht: Die Furcht vor der Dogmatik ist das Kennzeichen einer schlecht geleisteten Theologie und einer schlecht geleiteten Kirche. „Die Furcht vor der Scholastik ist das Kennzeichen des falschen Propheten“ (S. 298)¹⁾.

Also es handelt sich um die Notwendigkeit, ernsthaft Dogmatik zu treiben. Karl Barth hatte seine 1927 erschienene Arbeit genannt: Die christliche Dogmatik im Entwurf, Band I. Er gibt der jetzt erschienenen Arbeit die Überschrift: Die kirchliche Dogmatik. Er will durch diese Änderung darauf hinweisen: „Dogmatik ist keine ‚freie‘, sondern eine an den Raum der Kirche gebundene, da und nur da mögliche und sinnvolle Wissenschaft“ (S. VIII). Diese neue Arbeit ist nicht eigentlich eine zweite Auflage der Dogmatikarbeit von 1927, sondern die jetzt vorliegende Arbeit ist ein von Grund auf neu geführtes Werk. Der äußere Umfang ist um reichlich das Doppelte vergrößert. Das wirkt sich aus in sachlich stärker umfassenden Ausführungen und insbesondere auch in breiteren gewichtigen Auseinandersetzungen mit theologischer oder nicht theologischer Arbeit, die an anderem Orte und von anderen geschehen ist bzw. geschieht. Das besonders deutlich hervortretende Kennzeichen ist: Der theologische Knoten ist noch straffer geschnitten. Die eigentliche theologische Aufgabe ist noch schärfer, noch rückhaltsloser und damit auch noch befreiender in das Auge gefaßt und in den Mittelpunkt gerückt. Das kommt auch in gelegentlichen kritischen Ausführungen gegen die damalige erste Auflage in Ausführungen Barths selber zum Ausdruck. Das wird beispielsweise und ganz besonders deutlich klar in der Auseinandersetzung, die (S. 128 ff.; S. 177 ff.) gegenüber Gogartens Bemühungen um eine theologische „Anthropologie“ geführt wird. Gerade weil Gogarten (Theologische Rundschau 1929) so gewichtige Fragezeichen gegenüber Karl Barth aufgerichtet hat, ist die Antwort Karl Barths von so gewichtiger Bedeutung. Es dürfte durch die Antwort Karl Barths überzeugend aufgezeigt sein, daß jeder Versuch einer christlichen bzw. theologischen Anthropologie unzulänglich und nicht tragfähig ist, der nicht als A und O, als Anfang und Ende eine christliche Theologie, eine Lehre nicht vom Menschen, sondern von Gott vorausgeht; das heißt aber, sie geht dann nicht nur voraus, sondern sie schließt auch ab. Und ebenso wie sie vorausgeht und abschließt, ist sie auch in der Mitte da. Das aber bedeutet: Jede Anthropologie wird verschlungen, muß verschlungen werden von der Theologie, so wie der Dornbusch vom Feuer verschlungen wurde und wird. Darin dürfte Karl Barth nicht nur gewichtige Fragen an Gogarten gerichtet, sondern auch etwa gegen-

über Emil Brunner oder auch Karl Heim schlechterdings recht haben.

Mit Recht geht es Karl Barth darum, daß jeder Weg einer natürlichen Theologie ein Abweg und Irrweg innerhalb der reformatorischen Kirche ist und sein muß. Nach rechts und links, gegenüber dem Katholizismus wie auch gegenüber Schleiermacher muß damit ernst gemacht werden: „Es gibt keine *analogia entis*, es gibt nur eine *analogia fidei*“ (S. 459). Wiederum aber darf auch eine solche dogmatische Grunderkenntnis (von der nichts abzumarkieren ist!) nicht in der Haltung des rechthabenden Schriftgelehrten, der in der Ebene absoluter Aussagen sich bewegen möchte, geschehen (vgl. dazu: „als ob Menschen diesseits des Endes aller Dinge in einer absoluten Krisis zu stehen in der Lage wären“ S. 243). Wir bleiben daran gebunden, daß auch Verkündigung und Kirche im Raume der Welt sich ereignen. Wir bleiben also auch an die „Analogien“ verhaftet. Daher kann Barth beispielsweise auch den Versuch durchführen, den in den *vestigia trinitatis* (sichtbare Spuren der Trinität) vorliegenden berechtigten Anliegen (352 ff.) gerecht zu werden. Aber gerecht werden kann man dem nur so, daß wir wissen: „Das wirkliche *vestigium trinitatis* ist die in der Offenbarung von Gott angenommene Gestalt“ (S. 359). Mit anderen Worten: Wirkliche reformatorische Theologie ist nicht zu verwechseln weder mit natürlicher Theologie noch mit Orthodogie. Andererseits: Wirkliche reformatorisch bestimmte Theologie ist immer Offenbarungstheologie; „die Offenbarung will nicht illustriert, sondern interpretiert sein“ (S. 364). Und „die Offenbarung wäre ja nicht die Offenbarung, wenn jemand in der Lage wäre, andern gegenüber den Anspruch zu begründen und als berechtigt zu beweisen, daß gerade er aus und von der Offenbarung rede“ (S. 366). „Daß der Glaube einen unbeweglichen Grund hat, daß es Glaubensgewißheit gibt durch Gottes Offenbarung, das hängt daran, daß dieser Grund nicht nur am Anfang, sondern auch in der Mitte und am Ende in Gott gesucht wird und nirgends sonst, nicht in uns selber. Gnade ist auch der empfangene Heilige Geist. Wir selber aber sind Sünder, das ist wahr. Wer es anders sagt, der weiß nicht um die Gottheit des Heiligen Geistes in Gottes Offenbarung“ (S. 489). „Die bei Paulus so häufige Formel *ἐν πνεύματι* (im Geist) bezeichnet das Denken, Handeln, Reden des Menschen als ein in der Teilnahme an Gottes Offenbarung sich ereignendes“ (S. 476). Aber eben dieses nun ist mit allem Nachdruck festzuhalten und um keinen Preis aufzugeben: „Die Sachordnung in bezug auf die Erfahrung vom Worte Gottes muß lauten ‚Gott — Mensch‘, „für den Menschen im allgemeinen, den ungläubigen oder gläubigen Menschen, muß auch die Erkenntnisordnung ‚Gott — Mensch‘ lauten“. Ohne vorangehende Offenbarung kann es keinen Glauben geben, aber „diese Erkenntnisordnung gilt auch und gerade für den frommen Menschen“. „Auch er und gerade er hat keine Möglichkeit — auch nicht als empfangene — sondern er kann die Möglichkeit zur Erfahrung vom Worte Gottes nur empfangen, nur als geliebte in der Wirklichkeit des Empfanges gebrauchen, diese Möglichkeit ist und bleibt Gottes Möglichkeit und geht aus seiner Hand in keines anderen Hand über“ (S. 223). In diesen Worten ist auf den Punkt hingewiesen, auf den es für die kirchliche Dogmatik, so wie sie hier verstanden und vertreten wird, als auf den entscheidenden ankommt. Damit ist zugleich aber auch darauf hingewiesen, daß und warum es an diesem Punkte zu einer entscheidenden Abgabe an Karl Barth kommt und kommen muß überall dort, wo man die Erfahrung, auch die fromme Erfahrung, in irgendeinem Sinne als sachliche Begründung festhalten will. Es ist also damit auch darauf hingewiesen, daß gerade diese kirchliche Lehre, die in sich

¹⁾ Es sei eine persönliche Bemerkung erlaubt: In der gleichen Stunde, als dieser Aufsatz niedergeschrieben wurde, ereigneten sich in der Dresdner Kommunistenversammlung des 25. Januar die Tumulte, in Verlauf deren neun Tote waren. Diese Dinge soll vor Augen haben, wer Dogmatik treibt. Dogmatik soll und darf nur der treiben, der um diese Dinge weiß. Aber zugleich: zu diesen Dingen soll und darf (im christlichen Raum) nur der reden, der sein Reden unter die Kritik einer rechthabenden Dogmatik zu stellen weiß. Es ist gut, um die beunruhigenden Fragen zu wissen, die in der Bezogenheit nach beiden Seiten hin liegen.

die Lehre der doppelten Wahl Gottes einschließt (vgl. S. 165), rücksichtslos lauter und rein gelehrt werden muß. Wird sie aber lauter und rein gelehrt, dann kann mit gutem Gewissen von hier aus auch von möglicher „Erfahrung“ und „Erfahrungen, von „religiösem Bewußtsein“, „religiösem a priori“ und verwandten Dingen gesprochen werden. Was im Zusammenhang damit und in Auseinandersetzung besonders mit Bobbermin über das Thema „Glaube und Gott gehören zuhause“ (S. 244), über Glaube als fiducia (Gläubigkeit) (S. 246), über fides quae creditur und fides qua creditur (Glauben in bezug auf sein Was und sein Wie) (S. 248) gesagt wird, gehört zu den beiläufig aufhellenden Abschnitten des Buches. Der bekannte Vorwurf, als ob in dieser Theologie jegliche menschliche Erfahrung, jegliches menschliches Erlebnis beiseite geschoben, gleichsam zerquetscht würde, daß also hier verfahren würde in der Weise des Menschen, der — für jeden Verständigen ein komischer Anblick — seinen eigenen Schatten zu überspringen versuchte, dieser bekannte Vorwurf wird (sehr überraschend für die, die ihn erhoben haben und immer wieder erheben) geradezu dahingehend beantwortet: „Die Möglichkeit menschlicher Erfahrung vom Wort Gottes, verstanden als Möglichkeit dieses Wortes selber, — sie kann und muß man mit Sicherheit, mit letztem menschlichen Ernst bejahen, sie kann und muß in der Tat als articulus stantis et cadentis ecclesiae (Artikel, mit dem die Kirche steht und fällt) vertreten und verteidigt werden, für ihren Charakter als einer einzigartigen Möglichkeit kann man tatsächlich die Hand ins Feuer legen. Indem man sich in der Dogmatik, in der kirchlichen Verkündigung, in der Kirche überhaupt auf diese Möglichkeit bezieht, wird man unter allen Umständen nicht auf Sand, sondern auf Felsen bauen“ (S. 235). „Was wir erfahren, was sich da quantitativ und qualitativ bei uns verändert, erweitert, entwickelt, auf und nieder, vielleicht auch gradlinig oder in Spiralen vorwärts bewegt, was Gegenstand von Anthropologie, Psychologie, Biographie des gläubigen Menschen werden kann, das ist als menschliches Zeichen dessen, daß Gott sich uns durch seine Offenbarung im Glauben geschenkt hat, gewiß nicht gering zu achten. Es müßte mit merkwürdigen Dingen zugehen, wenn solche Zeichen gar nicht sichtbar werden sollten“ (S. 487). Das alles indessen unter der Voraussetzung, in der Klammer eines, des großen entscheidenden Aber: „Aber auch da wird gelten: „was sichtbar ist, das ist zeitlich, was aber unsichtbar ist, das ist ewig“ (2. Kor. 4, 18). Der Mensch bleibt der Mensch, der sich selbst und andere täuschen kann; das Zeichen bleibt das

Zeichen, das wieder vergehen und fallen kann; der Heilige Geist aber bleibt der Heilige Geist. Gott bleibt der Herr, auch und gerade, indem er selbst als seine eigene Gabe in unser Herz kommt, auch und gerade, indem er uns „erfüllt“ (S. 487).

Mit „der Lehre vom Worte Gottes“ beginnt Karl Barth sein fünfbandiges Werk, die kirchliche Dogmatik. Er entfaltet nach den zwei einleitenden Paragraphen über „die Aufgabe der Dogmatik“ und „die Aufgabe der Prolegomena zur Dogmatik“ in dem vorliegenden ersten Halbband diese Lehre in zwei Kapiteln: 1. das Wort Gottes als Kriterium der Dogmatik, 2. die Offenbarung Gottes. Kirchlich richtig und geboten wird gelten dürfen und müssen, daß der sachlich entscheidende Beziehungspunkt „Das Wort Gottes“ sofort als entscheidender Ausgangspunkt und als fester Mittelpunkt aufgewiesen wird. Überzeugend und wirkungsvoll erscheint mir auch, daß das zweite Kapitel mit einem ersten Abschnitt „Der dreieinige Gott“ begonnen, die Trinitätslehre also der folgenden Dogmatik vorausgestellt wird. Freilich ist, wie Karl Barth selber weiß, dieses Unternehmen auch ganz besonders gewagt und im Grunde genommen erst zu rechtfertigen aus dem Ganzen des Werkes der kirchlichen Dogmatik. Wenn im übrigen von „überzeugend“ und „wirksam“ gesprochen wird, nämlich in diesem Zusammenhang kirchlicher Dogmatik gesprochen wird, so kann und darf so nicht mit dem Anspruch irgendwelcher Allgemeingültigkeit gesprochen werden. Es wäre auch schlimm um ein dogmatisches Bemühen bestellt, dem nicht auch heftig widersprochen würde. Es wäre schlimm aus einem doppelten Grunde:

1. um deswillen, weil kirchliche Dogmatik nicht in einer logisch überzeugenden und allgemein wissenschaftlich wirksamen Weise getrieben werden kann. Theologie muß wissen, daß sie nicht darnach gefragt ist, ob und wie sie sich vor dem Forum allgemeiner Wissenschaftlichkeit verantworte, sondern daß sie gefragt ist, wie sie auf die von Gott her an sie gestellte Frage gehorsam antworte, gehorsam ihrem Herrn, gehorsam ihrem besonderen Auftrage, gehorsam im Bekennen und als Bekenntnis.

2. also um deswillen, weil zu befürchten ist, daß, wenn ihr nicht lebhaft widersprochen wird, die kirchliche Dogmatik ihr notwendiges Amt, Wächter zu sein und zu beunruhigen, nicht in rechter Weise getan hat. Im übrigen sollten wir bedenken, daß es in und gegenüber der trostlosen Polemik dieser Tage, der getrennten Lager, der verkrampten Parolen eine Polemik gibt, die heilsam ist, weil sie und indem sie uns zur Ordnung ruft. M.

Ewald Beyer, Superintendent von Plauen.

Beitrag zur sächsischen Kirchengeschichte des 19. Jahrhunderts

(Schluß.)

Das Jahr 1848 war für B. literarisch fruchtbar, indem er nicht nur Broschüren „Zur Seminarfrage“ und über „Kirchenverfassung“ schrieb, sondern einen starken Band „Grundzüge der Methodik des Katechetischen Religionsunterrichtes in evangelischen Volksschulen durch fremde und eigene Beispiele wie auch Aufgaben erläutert“ (Leipzig, Brauns, 748 S.¹), eine Frucht seiner Freiburger Seminararbeit, die er „seinen lieben Zöglingen nah und fern“ widmete. B. beschränkt sich darauf, ein Minimum von Regeln zu paragrafieren, und bietet um so mehr Beispiele und Aufgaben, um dadurch die Schüler zugleich mit der katechetischen Literatur bekannt zu machen. Ich brauche kaum zu sagen, daß uns heute diese Methodik mit akroamatistischem Vortrag und katechetischer Lehrweise, Zergliedern, Entwickeln, Repetieren, insbesondere Predigtwiederholung, Gedächtnisübungen, Kunst zu disponieren u. dgl. größtenteils fremd und ungenießbar ist. Man findet aber auch manches Wort von bleibendem Werte: „Kein Lehrer darf seine Kinder (selbst nicht die Reifsten derselben) zu Theologen oder kritischen Treibhauspflanzen erziehen wollen.“ „Ge-

lehrter (auch historischer) Ballast bleibt auch für die gehobene Volksschule das Letzte, was gesagt, das Erste, was vergessen wird.“ Bei der Reformationsgeschichte forderte er „auch gegen fremde Konfessionen Gerechtigkeit“; die jüdischen Zeitgenossen sollen „nicht ohne den Sinn des barmherzigen Samariters“ erwähnt werden. Besonders erfreute es mich, daß ich S. 459 den Satz fand: „Je mehr der Religionsunterricht und überhaupt jeder Unterricht darauf hinwirken wird, nicht das Wissen, sondern die Kraft, solches sich selbst anzueignen, zu vermehren, desto mehr wird es auch an der Zeit sein, ein kirchengeschichtliches Lesebuch zu schaffen, aus welchem sich das reifere Alter über die erhebendsten Momente der Kirchengeschichte selbst erbaulich belehren kann.“ B. weist dabei nachträglich auf Curtmanns „Spiegel der Christenheit“ (Darmstadt, Diehl, 1847) als eine schöne Blumenlese aus den anerkanntesten historischen Schriftstellern hin, wie er schon zuvor Diedrichs Hilfsbuch für den Religionsunterricht (Halle, Waisenhaus, 1841) als „eine der reichsten Sammlungen von interessanten Aussprüchen berühmter Männer“ gerühmt hat. So wäre es gewiß in seinem Sinne gewesen, daß 40 Jahre später der Mann seiner ältesten Enkelin, Ernst Thrandorf, ein kirchengeschichtliches Lesebuch zunächst für die

¹) Vorangegangen und vergriffen war ein „Heuristischer Leitfaden beim Unterricht in der Bibelfunde“.

Neuzeit herausgab, an dessen Vervollständigung ich später mitarbeiten durfte.

Ein Bilderwerk, das mir aus meiner Kindheit vertraut ist, hatte mein Großvater ebenfalls 1848 veranlaßt, indem er den Maurermeister Wilhelm Vogel, den offenbar hochbegabten Vater des Malers Hermann Vogel, eines Tages fragte: „Können Sie einen Menschen zeichnen?“ Als der einen nackten Menschen skizzierte, hatte B. gesagt: „Da, Sie können's!“ und ihm den Auftrag zu einer Illustrierung des Alten Testaments gegeben, Honorar ein Reichstaler pro Blatt (40 Bilder in Kreidemalerei 20×34 cm, ausgeführt von U. G. Dieß, verlegt bei Neupert, Plauen).

Als 1849 in Sachsen eine idealfortschrittliche Partei siegte und am 1. Mai Sonntag in Plauen ein gedrucktes Plakat des Konrektors Lindemann mit Gift und Dolch drohte, erinnerte B. im Gottesdienst, der allerdings damals von Männern sehr wenig besucht wurde, die Bürger an ihre geschworenen Eide. Einem wohlgesinnten Stadtrat, der ihm zur Vorsicht riet, sagte B., wie die Bibel solche Prediger nenne, die stumm blieben, statt zu mahnen und zu warnen. So war er auch auf einer Liste von 120 Personen, die gehängt werden sollten, und seine Frau hörte im Garten den Nachbar, der eine Pistole abschoß, einem andern ins erste Stock zuzurufen: „Du, wenn's morgen losgeht, die schwarzen Luder schießen wir zuerst tot.“ Als in einem großen stillen Kreise einer die Frage aufwarf, was werden würde, wenn die eine oder andere Partei siegte, und Lindemann meinte: „Da müssen Sie den Herrn Superintendenten fragen“, antwortete dieser: „Ich weiß auch nicht viel; aber das weiß ich, daß einer von uns beiden geht: liegen die Aufständischen, so wird man keine Geistlichen mehr brauchen; liegt das Königtum, so wird es Rechenschaft fordern.“ Dem Konrektor wurde dann auch sein Plakat hoch angerechnet, „und wir sammelten für seine Frau, die auch gar nichts in der Hand hatte“.

„Die Zeit der Reaktion war aber auch noch schlimm genug.“ Die Gedächtnisrede auf den in Wien erschossenen Robert Blum zu halten, weigerte sich B. Im Trauerzug sollen Männer mitgegangen sein, die innerlich nicht getrauert haben können, aber es war so sicher! Die politischen Verhältnisse spielten bis in die Pfarrwahlen hinein: ein hochkonservativer Patron schlug als Dritten einen vor, der als Volksredner dem Sohne des Patrons zu einem Sitze im Frankfurter Parlament verholfen, im Leipziger Examen aber Pech gehabt hatte. Er wurde gewählt, und Todt-Adorf, damals als Landtagsdeputierter von Einfluß, bewirkte beim Konsistorium Examensersatz. Als rechtlicher Nachfolger im Patronat der Deutschherren zu Plauen hatte B. auch einige Pfarren zu befehlen und konnte für sie zwei tüchtige ältere Mitglieder seines Kandidatenvereins, die lange Bürger-schullehrer gewesen waren, vorschlagen. In Planschwitz wählte man den Kinderlosen von beiden; „der andere könnte noch mehr Kinder bekommen und würde es dann mit den Gebühren genau nehmen“. Bei den lieben alten Spitzners in Planschwitz habe ich unvergeßliche Jugendtage verlebt. Dem andern, Kaußch, dem Vater des berühmten Alttestamentlers in Halle, konnte meine Mutter die Designation zu einer anderen Pfarre hintragen, womit sie große Freude anrichtete.

Hatte Döhner vor 1848/49 B. gewarnt, ja nicht zu weit rechts zu gehen, so warnte er jetzt wieder vor dem Gegenteil, eine Inkonsequenz, die B. verdroß. Er gehörte zu den Zeiten des Rationalismus wie zu denen der Reaktion unter Harleß und Liebner der vermittelnden Richtung an. Zu einem Konflikt kam es, als das Gymnasium, in dessen Kommission der Superintendent Vorsitzender war, unter Palms Leitung den Stempel der strengsten Orthodoxie aufgedrückt erhalten sollte. Da Palm ein großes Missionsfest abgehalten wissen und einen Mann seiner Richtung als Festprediger haben wollte, stimmten die anderen Mitglieder des Missionskomitees dagegen, weil sie davon in der freisinnigen Fabrikstadt eine Schädigung der kleinen Missionsgemeinde befürchteten. Bei einer allgemeinen Lehrerversammlung in Plauen schilderte ein Freund Palms einem auswärtigen Lehrer, einem Schüler B.s, diesen als vulgären Rationalisten. Ein hochgestellter Vertreter der Reaktion suchte in einer Familie Plauens Erkundigungen über B.s Glaubensstellung einzuziehen. Ja, ein Leipziger Professor tat dasselbe in auffälligster Weise auf Zimmerplätzen, wo er vogtländische Zimmerleute entdeckte hatte. Ein Blatt der strenggläubigen Partei sprach für „Eputation des geistlichen Standes“ und befürwortete deshalb Kirchenvisitationen. Da kennzeichnete B. in einer Predigt seine Stellung zur heiligen Schrift und schloß, er würde lieber sein Amt als diese Ansichten aufgeben, wenn er bemerken sollte, daß diese von seiner Gemeinde nicht gewollt würden. Das hatte manche so aufgeregt, daß da und dort Fenster eingeworfen wurden, die Sache vor das Kultusministerium gebracht und kommissarisch erörtert wurde, worauf der anderen Seite Mäßigung anempfohlen wurde.

Als ein Religionslehrer am Gymnasium behauptet hatte, jedes Übel sei Folge einer Sünde, und ein

Junge bei abermaliger Wiederholung dieses Themas fragte, womit seine Mutter wohl ihren bösen Baden verschuldet habe, mußte B. auf die Klage zweier Väter beim Ministerium den Lehrer verhehren. „Nun wäre ich bei der vorherrschenden Richtung verloren gewesen, hätte ich mich auf Vernunft- oder auch nur allein auf Bibelgründe berufen wollen. Ich ließ hier also jene ganz beiseite und fing gleich von Joh. 9 an, worauf mir der junge Herr sagte, er habe auch die symbolischen Bücher beschworen. Nun ging ich daran, ihm die Stelle vorzulegen, wo Luther im Catechismus maior mit ausdrücklicher Berufung auf Joh. 9 lehrt, daß nicht alle Übel von dem Betroffenen verschuldet, sondern von Gott zur Offenbarung seiner Ehre in maiorem Dei gloriam zugelassen würden. Da dem von niemandem etwas entgegengelehrt werden konnte, machte ich den jungen Herrn auf die Gefahren seiner Pädagogik aufmerksam, und das Ministerium hat es bei meinem natürlich eingeklangelten Protokoll einfach bewenden lassen, den jungen Theologen aber bald vererbt, was sein hochgestellter Onkel wohl selbst hatte wünschen müssen.“

Zu einer Zeit, wo die Synodalverfassung in gewissen Kreisen noch ein Greuel war, hatte B. in seinem Kandidatenverein die Rheinische Synodalverfassung besprochen und dies in der Jahrestabelle erwähnt. Sofort mußte das Protokoll eingekendelt werden, kam aber ohne Tadel, natürlich aber auch ohne Anerkennung zurück.

Bei der ersten „großen“ Kirchenvisitation 1856 — kleinere, sehr unzulängliche hatte es schon vorher gegeben, sie waren aber z. T. wieder abgekommen — mußte B. 55 Tage auf der Wache sein. Da man B. den Leipziger Pastor Ahlfeld und dem Sup. Bräunig in Zwickau den Leipziger Professor Brückner als Assistenten beigegeben hatte, wurde das von manchen als ein Anzeichen aufgenommen, daß beide scharf kontrolliert und die Opfer der „Eputation“ werden sollten¹⁾. Auch B. hatte im stillen viele Bedenken. „Aber Ahlfelds Art — [er war ja der verehrte Großvater Friedrich Naumanns] — gefiel mir; er war weder annähernd noch ab-sprechend, und wir fanden uns recht bald in die Eigentümlichkeiten, die jeder hatte.“ B. „hörte prächtige Ansprachen von ihm, wenn auch, wie Ammon zu sagen pflegte, nicht alle Tage bei jedem „Pfingsten“ war.“

In einem Briefe an meine damals 15jährige Mutter schrieb B.: „Mit Ahlfeld, der bei aller Entschiedenheit seiner Ansichten doch die Liebe ist, hoffe ich nach drei Probetagen in Elsterberg und Steinsdorf ganz gut zu kommen. Dieser Mann hat aber solche Fähigkeiten, daß man alle seine Kräfte aufbieten muß, um mit fortzukommen. Am Sonntag hatte ich früh 5 Uhr eine kurze Leichenrede, 1/6 Predigt, 7 Reize nach Elsterberg, 11—12 Rede, den ganzen Nachmittag in der Kirche, abends Besprechung mit der Gemeinde, es ging aber ohne Nerven-ermattung ab.“

Ahlfeld ging auf B.s Vorschlag ein, daß es besser sei, vor statt nach dem Pastor zu sprechen, damit nicht gewisse Auffassungen und Wendungen in den Visitationsansprachen für Korrekturen des Pastors gehalten würden. B. hatte die 38 Gleichnisse so als Predigttexte verteilt, daß der Assistent (der dritte war P. Floren aus Auerswalde bei Chemnitz) in der Regel schon ahnen konnte, wieweil er dem betreffenden Geistlichen hatte zumuten wollen. Wie B. von gewisser Seite angesehen wurde, zeigt folgender Fall: Die Fürstin X. hatte die Zartheit, bei ihm anfragen zu lassen, wann A. spreche. Jedenfalls war B. von einem dortigen geistlichen Rat in ein sehr übles Licht gestellt worden. Denn als ihn der Fürst später in Franzensbad gehört, hatte er ziemlich laut geäußert, er wisse nicht, was N. N. wolle, B. predige doch gar kein Heidentum!

„Daß A. hie und da Sprüche, die er an der Kanzel an-

¹⁾ Eine hübsche Bestätigung für dies und das Folgende fand ich im (Sächsischen) „Nachbar“, Nov. 1910, S. 83: „Der Kultusminister von Falkenstein hatte dem rationalistisch gerichteten Sup. Beyer mit guter Absicht den ganz anders gerichteten, zu den sog. Konfessionellen gezählten P. Ahlfeld als Assistenten geschickt, worüber B. anfangs nicht gerade angenehm berührt war. Er kam A. mit großem Mißtrauen entgegen. „Drei Visitationstage sind nun vollendet“, schreibt A. an den Minister, „meine Stellung zu (Dr.) Beyer wird eine gute, vielleicht eine recht gute. Wir werden uns vertrauen und gemeinsam arbeiten. Ich sehe, daß er Vertrauen zu mir gewinnt.“ Zu derselben Zeit ging ein Brief B.s an den Minister: „Der innige Wunsch meiner Amtsbrüder wie vieler Gemeinden ist, daß sie alle ohne Ausnahme von P. A. besucht werden möchten. Ich schließe mich diesem Wunsche an, da ich mich der ganz besonderen Gabe A.s, auch mit Leuten geringerer Bildung klar und warm zu sprechen, freue, an seinen herrlichen Ansprachen selbst tagtäglich mich erbaue und tagtäglich sehe, wie seinen Amtsbrüdern solch eine Persönlichkeit nicht bloß imponiert, sondern das rechte, wahre Vertrauen zu ihm und zur Sache einflößt.“